



Blick aus einem Wohnblock im Bukarester Viertel Ferentari. Hier wohnt die 13-jährige Rebecca mit ihrer drogenabhängigen Mutter

Kraft für ein besseres Leben

In Bukarest leben viele Romafamilien in Slums. Deshalb gibt es die Casa Bună am Rand der Stadt: Dort wird den Kindern geholfen, dort können sie durchatmen



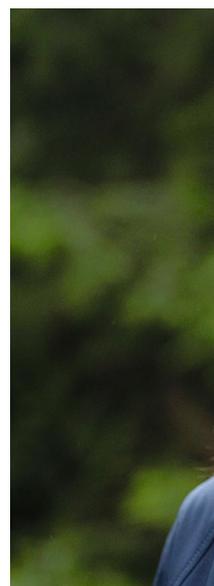
Text: Tobias Asmuth
Fotos: Anne Ackermann

Wo willst du hin?“ Eine Frau schreit einem Mann hinterher. Der dreht sich kurz um, macht mit der Hand eine abfällige Bewegung, verdreht die Augen und geht weiter die Straße entlang. In den heruntergekommenen Wohnblöcken im Viertel Ferentari, Bukarest, wohnen vor allem Roma. Vielen Fenstern fehlen die Scheiben, von den Mauern ist der Putz abgesprungen. Der Inhalt aufgeplatzter Müllsäcke verteilt sich über die Straße. Dazwischen spielen Jugendliche Fußball. Vor den Eingängen stehen Frauen und Kinder beisammen. In den dunklen, unbeleuchteten Fluren stinkt es nach Urin. Männer auf den Treppenstufen geben das Geld, das sie tagsüber als Tagelöhner auf dem Bau verdienen, für Drogen aus und setzen sich einen Schuss, egal ob Kinder in der Nähe spielen. „Drogenallee“ nennen die Bukarester diese Straße.

In einem der Blocks lebt die 13-jährige Rebecca zusammen mit ihrer drogenabhängigen Mutter, die fünf Jahre im Gefängnis war. Rebecca hat sich hübsch angezogen, eine schwarze Hose, ein weißes Top, auf das eine dunkle Mähne fällt. „Ich bin sehr aufgeregt. Ich habe mit meiner Schulklasse noch nie einen Ausflug gemacht“, sagt das Mädchen und lächelt schüchtern. Morgen wird sie mit anderen Jugendlichen in ein Freizeitlager in den Karpaten fahren.

Anca Sandu holt Rebecca vor ihrem Wohnblock zusammen mit ihrer zwölfjährigen Cousine ab, die auch Rebecca heißt. Sandu ist 44, geschieden, hat selbst eine Tochter im Teenager-Alter und engagiert sich bei der rumänischen Freiwilligenorganisation Casa Bună, was übersetzt „das gute Haus“ bedeutet. Die Menschen dort wollen das Leben der Roma in Rumänien verbessern, vor allem das der Kinder. Anca gibt Nachhilfe, nachmittags in der Schule oder in der Casa Bună, auch für Rebecca, sie verteilt Kleiderspenden, transportiert gespendete Möbel oder bringt Essen

Rebecca, 13, (links) mit ihrer Cousine, auch Rebecca, 12, in der Einfahrt der Casa Bună. Unten: Basketballer Valeriu Nicolae gründete die Casa Bună im Bukarester Stadtteil Jilava. Anca Sandu hilft mit im Verein





”
Blau ist meine Lieblingsfarbe, die Farbe der Hoffnung. Grün? – Das war letztes Jahr

“
Anca Sandu

zu Familien in Ferentari, das ein bekannter Koch jeden Mittwoch in seinem Restaurant „J'ai Bistrot“ für die Casa Bună kocht.

„Und ist Anca eine gute Lehrerin?“ Rebecca nickt sehr ernst und sagt: „Leider bin ich keine gute Schülerin.“ – „Aber du kannst eine gute Schülerin werden. Du strengst dich an“, mischt sich Anca ein. Sie nimmt das Mädchen in den Arm und drückt es kurz. Dann steigt sie mit den beiden Rebeccas in einen kleinen Transporter und kämpft sich durch den dichten Feierabendverkehr von Bukarest.

Anca trägt ein blaues T-Shirt, blaue Leggings und große blaue Ohringe: „Blau ist meine Lieblingsfarbe. Die Farbe der Hoffnung“, sagt sie. Ist die nicht eigentlich grün? – „Das war letztes Jahr. Jetzt ist die Hoffnung blau.“ Anca hat ein besonderes Lachen. Es platzt aus ihr heraus, wird für einen kurzen Moment lauter, bevor es in einem fröhlichen Kichern ausläuft.

Anca parkt den Transporter am Rand einer großen Ausfallstraße in Jilava, ganz im Süden von Bukarest. Dort steht die Casa Bună. Im Garten hinter dem zweigeschossigen Haus tragen die Stauden schwer an Tomaten, wachsen Zucchini und Bohnen. Daneben ragt ein Walnussbaum empor. An seinen kräftigen Ästen hängen eine Schaukel und ein Boxsack. Die beiden Rebeccas ziehen sich als Erstes Rollerblades an und drehen auf einem kleinen Sportplatz neben dem Haus Runden; sie versuchen es, das Bremsen klappt noch nicht so gut. Bei jedem Sturz lachen, bei jeder gelungenen Kurve jubeln sie.

Dann setzen sie sich nebeneinander auf eine Bank beim Haus, strecken die Beine von sich, die schweren Rollerblades noch an den Füßen, und essen Kuchen. „Ich fühle mich so wohl, wenn ich hier bin“, sagt die eine Rebecca. – „Es ist so ruhig. Ich bin immer gern hier. Alles ist dann gut“, sagt die andere Rebecca. Anca Sandu bittet beide ins Haus: Sie sollen ihre langen Haare mit einem Shampoo gegen Läuse waschen. Ein Ritual, mit dem jeder Aufenthalt in der Casa Bună beginnt.

Valeriu Nicolae, der Gründer der Casa Bună, ist stolz auf den Sportplatz. „Sein Belag ist besser als der aller städtischen Plätze. Aber er hat nur halb so viel gekostet, weil ich keine Beamten schmieren musste.“ Der kleine drahtige Mann in ausgewaschenem T-Shirt und kurzer Hose wirft Bälle auf den Basketballkorb. Fast jeder Wurf trifft, egal aus welcher Entfernung. Valeriu hat früher in der ersten rumänischen Liga gespielt und bewegt sich auch mit 50 Jahren geschmeidig über den roten Kunststoffbelag. Zwischen den

Würfen erzählt er, wie er 2012 anfang, Kindern aus Ferentari zu helfen. „Die Menschen dort dachten, ich sei verrückt. Heute wissen sie, dass ich es ernst meine und nicht nach ein paar Monaten wieder verschwinde.“

Am Anfang habe er einer Handvoll Kinder Kleidung und Lebensmittel gegeben. Vor drei Jahren habe er das Haus gekauft. „Die Kinder sagten, sie gehen in das ‚gute Haus‘. So kam unsere Organisation zu ihrem Namen.“ Casa Bună. Sie unterstützt heute regelmäßig etwa 270 Kinder und hilft auch ihren Geschwistern und Familien bei der Gesundheitsversorgung, mit Kleidung und Schuhen, Schulbedarf, Lebensmitteln, Möbeln und Geräten.

Fast alle Kinder gehen zur Schule, einigen hilft die Organisation bei der Wiedereinschulung, 24 von ihnen bekommen Nachhilfe vor der Prüfung für die achte Klasse.



Namensschilder an einer Wand in der Casa Bună. –

Bild rechts: Auf dem Weg ins Ferienlager in den Karpaten sammelt Anca Sandu nahe der Stadt Nucșoara Jugendliche ein.

Viele kommen erstmals von zu Hause weg

Auch Valeriu ist Rom und kommt aus einer armen Familie. Er kennt das Leben von der Hand in den Mund, die Vorurteile der Gesellschaft, die jeden gesellschaftlichen Aufstieg erschweren. Er habe sich aber nie aufgegeben, das sei ein Unterschied zur heutigen Generation, sagt Valeriu. „Ich war ein guter Schüler und konnte noch im Kommunismus studieren. Später habe ich im Ausland als Kommunikationsberater gearbeitet.“

Heute berät er nicht mehr andere Unternehmen, sondern spricht in eigener Sache. Zum Beispiel in einem viel gelesenen Blog über seine Arbeit in Ferentari, über minderjährige Prostituierte, junge Drogenabhängige, sinnlose Gewalttaten und die rumänische Gesellschaft, die solche Verhältnisse hinnimmt. „Ich mache mir mit dem Schreiben Luft“, sagt er. Und bringt dadurch immer wieder Leute dazu, bei der Casa Bună mitzuhelfen.

Rebecca ist jeden Monat eine Woche im „guten Haus“. Dann schläft sie oben in einem der vier hellen Zimmer mit vier, fünf anderen Kindern, jedes in einem eigenen Bett. In ihrer kleinen Wohnung in Ferentari übernachtet sie auf Matratzen auf dem Boden eines Zimmers – zusammen mit ihrer Mutter, deren neuem Mann und oft auch anderen Verwandten. Niemand weckt sie dort oder macht ihr morgens etwas zu essen. „Leider komme ich manchmal zu spät zur Schule“, sagt Rebecca.

In der Casa Bună bekommt sie jeden Morgen Frühstück an einem großen Tisch in der offenen Küche. Dort wird auch zu Mittag gegessen und abends. Nach der Schule helfen ihr Freiwillige wie Anca Sandu bei den Hausaufgaben. Was sie später einmal werden möchte? Rebecca zuckt mit den Schultern. „Vielleicht Lehrerin oder Verkäuferin?“ Erst mal wolle sie die Schule schaffen. Sie freue sich jedes Mal auf die Woche in der Casa Bună, aber sie vermisste auch ihre Mutter.

Wenn Rebecca nach dieser Woche zu ihrer Mutter heimkehrt, kommen die nächsten Kinder in die Casa Bună. Ein rotierendes System. „Ich will, dass sie hier die Energie für ein besseres Leben finden“, sagt Valeriu Nicolae. Er hat es sich auf einem Sofa im Gemeinschaftsraum bequem gemacht. Wie überall im Haus stehen Kisten mit Büchern und Schreibheften auf dem Boden: „Jeder Mensch braucht etwas, das ihn antreibt. Ich zum Beispiel beziehe meine Kraft aus der Empörung über die Verhältnisse. Ich kann mich gar nicht daran erinnern, jemals nicht empört gewesen zu sein. Das erste Mal hatte ich dieses Gefühl mit fünf Jahren. Da war ein Mädchen, ihre Mutter ließ sie nicht mit mir spielen, weil ich – wie sie sagte – ein kleiner Zigeuner war.“

Warum ist er aus dem Ausland nach Rumänien zurückgekommen? Warum fing er an, zu den Leuten in die Slums gehen? Valeriu Nicolae erzählt, wie er 1990 mit 20 Jahren ein Waisenhaus besuchte und schockiert war, wie die Kinder dort lebten. „Ich ging nach Hause zu meiner Mutter und sagte: ‚Komm, wir backen Apfelkuchen, gehen hin und räumen auf.‘“ Er möge sich selbst mehr und fühle sich nicht allein, wenn er etwas Sinnvolles tue. „Wir haben eine Menge toller Leute bei uns.“ Für die Casa Bună arbeiten fast 500 Freiwillige: Beamte, Geschäftsleute, Bankerinnen, Lehrer, Hausfrauen. 150 sind sehr aktiv. Jetzt in den Ferien organisieren sie vor allem Freizeitmöglichkeiten für die Kinder.

Das Blau des Himmels beginnt zu strahlen, noch aber ist es an diesem Morgen kühl in

„
Jeder Mensch braucht etwas, das ihn antreibt. Ich beziehe meine Kraft aus der Empörung“

“
Valeriu Nicolae





Die Lage der Roma in Rumänien

Von den 20 Millionen Einwohnern Rumäniens sind offiziell drei Prozent Roma; faktisch dürften es fünf Prozent sein, also bis zu einer Million Menschen. Viele von ihnen werden diskriminiert, sind sozial ausgeschlossen und finden aus der Armut nicht heraus. Dafür sorgen ein niedriges Bildungsniveau, Arbeitslosigkeit, höhere Kriminalitätsraten (bei kleineren Delikten), eine schlechte Gesundheitsversorgung, schlechte Wohnverhältnisse und ein geringer Zusammenhalt innerhalb ihrer Gemeinschaften. Bis ins 19. Jahrhundert lebten Roma in den rumänischen Fürsten-

tümern im Rechtsstatus der Sklaverei. 1855/56 wurden sie rechtlich befreit, erhielten aber kein Land. So entstand auf einen Schlag ein ausgegrenztes Landproletariat. Im Kommunismus wurden Roma in den Aufbau der Industrie einbezogen. Einer schmalen Schicht von Roma gelang der Aufstieg. Mit dem Übergang zur Marktwirtschaft brach die rumänische Industrie zusammen. Einfache Arbeiten wurden wegrationalisiert. Unter denen, die ihre Arbeit verloren, waren viele Roma. Armutsghettos wuchsen rasant, auf dem Land und in Bukarest.



Rechts: Am ersten Tag werden Handys eingesammelt.
Links: Am zweiten Tag lockert sich die Stimmung.
Unten: Vertrauensspiele schulen die Sinne, stärken das Selbstvertrauen und das Gefühl für den eigenen Körper. Schon im Wald zu sein, ist für viele heilsam





”
**Dunkle
 Bäume,
 dunkler
 Boden und –
 was ist das?
 Ein Pilz?
 Kann man
 den essen?**
 “

Rebecca

den Karpaten. Anca steuert den Bus durch die kurvige Gebirgsstraße. Ein großes „Ah“ und „Oh“ geht durch den Bus, als am Ende eines langen Tals ein modernes Holzhaus auf einer Lichtung auftaucht.

Nach einer kurzen Begrüßung stellen sich die Jugendlichen den Betreibern des Gästehauses vor. Es wird viel gekichert, als Sebastian seinen Namen nennt („Echt, so kann man heißen?“) und Christianu erklärt, dass er Fußballer werden will („Ronaldo!“). „Ich war noch nie in den Bergen“, sagt Rebecca knapp und schüchtern. „Ich bin so gespannt.“

Anca sammelt die Handys ein, für die Zeit des Aufenthalts. Sie erklärt, wer zusammen mit wem auf welches Zimmer kommt. Die Jungen und Mädchen entern die Stockbetten und richten sich ein. Viel Zeit bleibt nicht, dann gibt es einen Snack zu Mittag: Brot, Speck, Käse, Tomaten, Paprika, Äpfel, Pflaumen. Alles bio, alles regional. In Ferentari essen die wenigsten Jugendlichen Obst. Selbst das aus dem billigsten Supermarkt ist für die Familien zu teuer.

Danach geht es in den Wald. Vertrauensspiele. Beim ersten tasten sie sich mit verbundenen Augen durch das Unterholz, an einem Faden entlang, der zwischen den Bäumen gespannt ist. Beim nächsten Spiel führt ein Kind ein anderes an einen bestimmten Ort und muss ganz genau erklären, was es dort sieht. „Dunkle Bäume, dunkler Boden und: Was ist das?“, fragt Rebecca: „Ein Pilz? Kann man den essen?“

Am Nachmittag spielen viele Jungen und Mädchen auf einer Wiese Fußball. Rebecca steht lieber am Rand und schaut zu. Dann umarmt sie Anca, die auch zuschaut. Als eine Betreuerin ruft: „Hey, schon wieder ihr zwei!“, lacht Anca und antwortet auf Englisch: „Perfect match!“ Sie meint: Wir beide passen sehr gut zusammen.

„Für viele Jungen und Mädchen ist es nicht einfach, regelmäßig in die Schule zu gehen“,

erzählt Anca später. „Daheim bekommen sie nur wenig Unterstützung. Auch wenn Rebecca gern in die Schule geht, fehlt sie oft im Unterricht.“ Für sie und für die anderen ist das Ferienlager eine Belohnung dafür, dass sie in der Schule durchhalten.

Die Tage in den Bergen sind auch für Anca eine Auszeit. Sie freut sich auf die morgige Wanderung. In der vergangenen Zeit war sie manchmal frustriert und traurig. Vor ein paar Wochen hatte Rebeccas Mutter sie angespuckt. „Es gab keinen Grund, sie war einfach auf Droge. Ich versuche, nicht zu urteilen und keine Erwartungen und Hoffnungen zu haben“, sagt Anca. „Ich tue einfach, was ich tun kann.“

Nach dem Abendessen kündigt Valeriu an, dass später ein Astronom kommen werde. Fragende Gesichter. „Ein Mensch, der die Sterne erforscht. Er kommt mit einem Teleskop, mit dem man die Sterne besser sehen kann.“ Der Astronom aus Braşov verspätet sich, es ist schon fast zehn Uhr, als sein Wagen auf den Hof fährt. Er trägt etwas über die Geburt von Sternen vor, wie sie verglühen und dass ihr Licht Millionen Lichtjahre braucht, um zu uns zu kommen. Rebecca fallen vor Müdigkeit fast die Augen zu. Dann dauert es wieder ganz lange, bis der Astronom vor dem Haus sein Teleskop justiert hat. Aber auch so kann man in der Dunkelheit der Karpaten die Milchstraße bewundern.

In der Kälte der Nacht wartet Rebecca geduldig, dass sie durch das Teleskop schauen darf. Als sie an der Reihe ist, blickt sie sehr lange durch das Okular und lässt sich erklären, welche Sterne sie gerade sieht.

„Wie war es?“

„Verrückt“, sagt sie und geht ins Haus.

„Verrückt?“

„Ja, und wunderschön.“ ❖



Tobias Asmuth,
 50, freut sich,
 dass Valeriu
 Nicolae eine
 zweite Casa Bună
 in den Karpaten
 plant: Mehr
 Platz für die
 Menschen mit
 der unbändigen
 Energie.



Anne Ackermann,
 41, Fotografarin,
 staunte nicht
 schlecht, als ihr
 Handy während
 der nächtlichen
 Fahrt durch die
 Karpaten laut
 zu surren begann:
 Bärenalarm.